

Friedrich Christian Delius: „Darling, it’s Dilius! Erinnerungen mit großem A“

## Erinnerung, buchstabier!

Von Wolfgang Schneider

12.02.2023

**Mit „Darling, it’s Dilius“ erscheinen postum die Erinnerungen des im vergangenen Jahr verstorbenen Schriftstellers Friedrich Christian Delius. Nicht in Form verplauderter Memoiren, sondern als Wörterbuch, das sich mit einem Buchstaben begnügt.**

F. C. Delius hat seinen Erinnerungen ein Vorwort beigegeben, in dem er sich gegen das Abrundende, Sinnstiftende, Lineare von Autobiographien ausspricht. So zielführend sei das Leben doch nicht! Stattdessen bevorzugt er ein Selbstporträt als Collage, zusammengesetzt aus lauter Splittern und Miniaturen. Dafür hat eine wirklich aparte Form gefunden: ein Wörterbuch. Als Vorbild für diese Form nennt Delius George Perecs Roman „Das Leben – Gebrauchsanweisung“ und Walter Abishs postmodernen Klassiker „Alphabetisches Afrika“. Diesem Autor, beziehungsweise: seiner Frau verdankt sich auch der Titel der Erinnerungen:

„Darling, it’s Dilius‘, hörte ich Cecile Abish in den Raum rufen, laut und fröhlich. Ich wartete am Telefon in New York, um mit Walter Abish und seiner Frau einen Besuch zu verabreden, beide hatten mich in Berlin ermuntert, bei der nächsten Reise in die USA bei ihnen aufzutauchen... Darling, it’s Dilius! Fast alle Amerikaner und Briten sprachen meinen Nachnamen so aus, aber so fröhlich und melodisch wie von Ceciles starker Stimme hatte ich ihn noch nicht gehört. Der Ausruf genügte, mich willkommen zu fühlen.“

### Das evangelische Pfarrhaus

Im „Dilius“-Wörterbuch finden sich allerdings nur Einträge mit dem Buchstaben „A“, was den Eindruck des Fragmentarischen noch einmal bekräftigen soll. Aber natürlich fehlen nicht die Bände von B bis Z, sondern Delius hat immer einen Dreh gefunden, um seine Themen und Ausführungen mit einem A-Wort zu überschreiben.

„Adam und Eva“, „Abraham-Isaak“ und „Augustinus“ sind zum Beispiel die Stichworte, unter denen Delius seinen religiösen Herkunftskomplex als Sohn aus dem evangelischen Pfarrhaus noch einmal rekapituliert. Unter dem „Druck der Sprache der Bibel“ wurde er in der Kindheit erst zum Stotterer und dann zum bewussten Schweiger. Ein schweigender junger

Friedrich Christian Delius

### Darling, it’s Dilius! Erinnerungen mit großem A

Rowohlt Verlag, Berlin

320 Seiten

24 Euro

Mann mochte doch immerhin interessanter wirken als ein stotternder. Im Ringen um das richtige Wort, bei dem man nicht an sperrigen Konsonanten hängenbleibt, hat Delius die Urszene seiner schriftstellerischen Arbeit gesehen, die immer eine Suche nach dem gelingenden Satz ist.

### **Bedrückte Jugend**

Unter dem Stichwort „Ausreichend“ beschwört er das offenbar rundum bedrückte Lebensgefühl seiner Pubertät herauf, eine gewisse verstockte Verträumtheit und die Sorge, ein kompletter Nichtskönner zu sein, der aus zeitlicher Distanz in die dritte Person rückt:

„Vor allem in den Hauptfächern Latein, Griechisch, Mathematik musste er sich bei jeder Hausaufgabe anstrengen, um nicht vom schwachen ‚Ausreichend‘ ins ‚Mangelhaft‘ abzurutschen. Ein ‚Befriedigend‘ in Deutsch war schon eine Spitzennote. In keinem Fach glänzte er, auf dem Schulhof auch nicht. Er konnte nichts, es gab kein Feld, auf dem er besser war als andere und sich damit etwas Anerkennung holen konnte. Er spielte kein Instrument, kannte sich in musikalischen Dingen nicht aus... Im Sport gehörte er zu den Schwächsten, er versuchte, wenigstens durch Zähigkeit und Ausdauer in den Rang eines Langstreckenläufers aufzusteigen, und scheiterte kläglich... Er stotterte, stotterte mehr als die anderen Stotterer der Schule. Nur zwei aus seiner Tertianer-Gruppe hatten noch keine Schamhaare, einer davon war er.“

Bis sich dann die Freuden der Lektüre und des sprachlichen Ausdrucks eröffneten, der junge Delius Gedichte zu schreiben begann und bald auch publizierte. Aber bis zuletzt blieb offenbar einiges zu kompensieren, weshalb er in den Erinnerungen nicht verschweigt, wer bei welcher Gelegenheit seine Werke gelobt habe. Wobei er gerne Leute vom Fach nennt, wie jenen hohen BKA-Beamten, der in seinem Roman „Himmelfahrt eines Staatsfeinds“ den obersten deutschen Terrorismusbekämpfer Horst Herold „überzeugend beschrieben“ fand. Oder den Abwehrspieler Werner Liebrich aus dem deutschen Weltmeister-Team von 1954, der kurz vor seinem Tod die Erzählung „Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“ noch „mit viel Rührung“ gelesen habe. Nun gut, Delius sieht das Problem selbst:

„Jeder Autor, jede Autorin fühlt sich unterschätzt, mehr oder weniger an den Rand gedrängt. Künstler stehen rund um die Uhr in einem Verdrängungswettbewerb.... Das kompensieren sie hin und wieder mit Angeberei.“

### **Protestantische Selbstrechtfertigung des Achtundsechzigers**

Deshalb erfahren wir hier auch, dass Delius – zumindest scherzhaft – Autorschaft beansprucht für die historische Formel „Wir sind das Volk“. Und dass er 1984 mit dem Bielefeld-Roman „Adenauerplatz“ – Hauptfigur ist ein Flüchtling aus der chilenischen Pinochet-Diktatur – einen der ersten deutschen Romane zum Thema „Asyl“ vorgelegt habe, mit den „ersten Visionen von Einwandererströmen aus den armen Ländern nach Europa“.

Die Selbstdarstellung in diesem Buch hat bisweilen etwas von protestantischer Selbstrechtfertigung. Delius, wie Delius ihn sieht: als Autor, der Verantwortung für relevante Themen und deren feinkörnige literarische Gestaltung trägt, als in Rom geborener, immer wieder nach Rom zurückgekehrter Kosmopolit, als bildungsbürgerlicher Linker und

moderater „Achtundsechziger“. Letzteres ein unvermeidlicher A-Begriff, der Gelegenheit bietet, mit der Historisierung von 1968 zu hadern:

„Die Bilder, Berichte und Dokumente aus alten Zeiten lügen nicht, aber sie lügen doch. Sie zeigen die wildesten Gesichter, die nacktesten Kommunarden, die plakativsten Plakate, die unordentlichsten Wohnungen, die rotesten Fahnen... Zitiert wird das auffälligste Polit-Kauderwelsch, nicht die skeptischen Stimmen.“

So ist das nun mal. Nur die Lauten und Entschiedenen machen Geschichte. Im Übrigen seien die Achtundsechziger eine Generation gewesen, die es so gut hatte wie keine vor und keine nach ihr. Herausgewachsen aus Ruinen in eine historische Phase beispiellosen Wohlstands, welcher der saturierten Protest-Generation noch bis zuletzt sichere Renten beschert.

Als Lektor bei Wagenbach und Rotbuch war Delius in den Jahren nach 68 Entdecker und Förderer vieler DDR- und Ex-DDR-Autoren (darunter Heiner Müller und Thomas Brasch). So hat er in seinen Erinnerungen manche interessante Marginalie zur deutschen Literaturgeschichte jener Epoche beizutragen. Etwa unter „Aussprache“ die Verfeindung mit Klaus Wagenbach, der ihn anfangs gefördert und in seinen Verlag geholt hatte, bis Delius sich 1973 mitsamt dem Wagenbach-Kollektiv von ihm trennte, um den Rotbuch-Verlag zu gründen. Was ihm Klaus Wagenbach nicht verzieh. Delius, der auch in diesem Buch die Leistungen des vor einem Jahr verstorbenen Verlegers rühmt, bemühte sich um Versöhnung:

„Eh wir uns im Altersheim treffen und prügeln, lass uns doch noch mal vorher an einen Tisch setzen und über die alten Zeiten reden‘, schrieb ich ihm. Es dauerte eine Weile, bis er bereit war und ein Abend im italienischen Restaurant uns wieder etwas näherbrachte... Anfangs viel heitere Plauderei wie einst, und als wir zur Sache kamen, merkte ich, dass wir beide doch einiges verdrängt hatten. Ich den unguten Einfluss von Yaak Karsunke und Klaus‘ Angst vor ihm. Er seine RAF-Nähe und seine Absicht, (...) den Verlag wieder ganz an sich zu ziehen... So sprachen wir offen und fair... Es nutzte leider nichts, bald darauf fachte er den alten Streit neu an, stilisierte mich sogar in seinem schönen Buch ‚Die Freiheit des Verlegers‘ nach Wolf Biermann als einen seiner größten Feinde. Ich lernte: Auch ein großer Verleger und Narziss kann, wenn ein anderer seine Schwächen kennt, zum Giftzwerg werden.“

### **Hitler in Tel Aviv und Pennsylvania**

Delius und Wagenbach – da geht es auch um die Deutungshoheit über die Jahre um 1968, zwischen skeptischer Verbundenheit und Meinhof-Nähe. Das Historische ist ja Kerngebiet dieses Schriftstellers. Delius erzählt dicht am „heißen Atem der Geschichte“, wie Thomas Lehr einmal rühmte – sei es die Wiedervereinigung in „Die Birnen von Ribbeck“, sei es der Terrorismus der Siebziger in der Trilogie über den Deutschen Herbst oder das Dritte Reich mit seinen Nachwirkungen. Darum geht es zum Beispiel in der Novelle „Flatterzunge“, wo Delius die Geschichte des Orchestermusikers Gerd Reinke verarbeitet. Der hatte 1997 an einer Hotelbar in Tel Aviv seine Rechnung mit „Adolf Hitler“ unterschrieben, ein Medien-Skandal mit weltweitem Echo.

Unter dem Stichwort „Adolfhitlerwerdung“ berichtet Delius nun, wie er – nach Veröffentlichung des Buches – Kontakt zu dem Bassisten gesucht und die (vermeintlich) wahren Hintergründe und Abläufe von ihm erfahren habe:

„Er habe im Hotel eine Stunde mit dem Barmann gesprochen, auch über die oft so lächerliche Bürokratie und Zettelwirtschaft. Als Beispiel habe er von einem Studenten in Deutschland berichtet, der in einem Hochhaus geputzt und seine Arbeitseinsatzzettel öfter mit Adolf Hitler unterzeichnet hätte, niemand habe das bemerkt (...). Darauf der Barmann scherzend: Ja, bei euch in Deutschland, da ist das eben so, da fällt ein Adolf Hitler mehr oder weniger gar nicht auf, anderswo könne das nicht passieren, und ihm schon gar nicht, er schaue immer genau hin. Sie hätten weiter über anderes geplaudert, er habe in Ruhe zwei Bier getrunken, alles locker und freundlich. Es habe ihn aber gejackt, den Mann zu testen, so habe er auf den Getränkebeleg statt seines Namens in Druckbuchstaben Adolf Hitler geschrieben. Der Barmann habe den Zettel einfach aufgespießt und nicht beachtet. Sogleich habe R. ihn darauf aufmerksam gemacht, das Papier genommen und selber den Hitler-Namen durchgestrichen und seinen darübersetzt und unterschrieben. (...) Offenbar, vermutete R., habe der Barmann, vielleicht aus Verärgerung, blamiert worden zu sein, den Beleg dem Manager gezeigt, der habe die deutschen Opernleute ohnehin nicht gern in seinem Hotel gesehen, seine Eltern seien in Auschwitz ermordet worden... Für den Manager sei das ein gefundenes Fressen gewesen, der habe das gleich an die Presse gegeben: Deutscher Musiker provoziert in Tel Aviv als Adorf Hitler.“

Das klingt so banal, so ohne Bösartigkeit und Willen zur Provokation, dass der ganze Skandal wie eine erinnerungspolitische Farce erscheint. Aber Achtung: Was Delius hier über den missverstandenen Musiker schreibt, weicht ab von der weniger harmlosen Darstellung des Falles etwa auf Wikipedia. Wie auch immer: In „Flatterzunge“ wird aus dem Vorfall ein triftiges Reflexionsstück über deutsche Befindlichkeiten.

Mit Hitler bekommt es Delius auch zu tun, als er – Stichwort „apple county“ – im südlichen Pennsylvania Äpfel kauft, und der Bauer, stolz auf seine deutschen Vorfahren, gegenüber dem deutschen Touristen vom Führer zu schwärmen beginnt.

„Hitler, he was an important man‘, sagte der alte Bauer und schaute mich von der Seite an, bevor er mir die violetten Braeburn-Äpfel empfahl... Ein strahlender Maientag 2000, um uns herum blühende Apfelbäume, gepflegte Obstplantagen und frische Felder in einer gefälligen Hügellandschaft – und dann kommt einem so ein Obstbauer mit Hitler... Ein wichtiger Mann, da konnte man nicht direkt widersprechen, aber der Akzent dieser scheinbar neutralen Wertung war deutlich: So schlecht war dieser Hitler nicht.“

### **Delius und die Groscurths**

Während der Bauer die Äpfel wiegt, murmelt der Schriftsteller ein paar richtigstellende Sätze über den größten Mörder und Verbrecher in der Geschichte neben Stalin und Mao. Den Bauern beeindruckt es wenig, er schenkt dem Deutschen zusätzlich noch eine Apfeltorte. Aufklärung hat einen schweren Stand am Apfelstand.

Beste Aufklärung bietet Delius jedoch in vielen seiner Werke, am eindrucksvollsten vielleicht im 2003 erschienenen Roman „Mein Jahr als Mörder“, der die Geschichte des 1944 vom Volksgerichtshof zum Tod verurteilten Arztes Georg Groscurth erzählt. Mit einigen Freunden

baute der humanistische Nazi-Gegner die Widerstandsorganisation „Europäische Union“ auf. Man half politisch Verfolgten und Juden mit falschen Ausweispapieren, Kennkarten und Lebensmitteln. Zur Gruppe gehörte auch der Chemiker Robert Havemann, Jahrzehnte später der prominenteste Dissident der DDR. Havemanns Leichtsinn machte einen Agenten der Gestapo auf die Gruppe aufmerksam.

Was dann Kalter Krieg in der Frontstadt Berlin bedeutete, ist selten so anschaulich geworden wie in Delius' lakonischer, aber doch vor Mitgefühl vibrierender Darstellung der Witwe des Ermordeten, der Ärztin Anneliese Groscurth, und ihres Passionsweges durch die Ämter und Gerichte, die ihr die Opferrente als Verfolgte des Naziregimes verweigerten. Der Richter dagegen, der dieses und weitere 230 Todesurteile zu verantworten hatte, wurde 1968 vom Vorwurf des Mordes nachträglich freigesprochen, als wäre Freislers Volksgerichtshof ein ordentliches Gericht und keine kriminelle Vereinigung zur Vernichtung politischer Gegner gewesen.

Dieser Freispruch lässt in Delius' Dokumentarroman einen – dem Autor übrigens recht ähnlichen – Studenten über der Idee brüten, den furchtbaren Richter, inzwischen ein furchtsamer Pensionär, zu ermorden. Die Tat soll die Gerechtigkeit wiederherstellen und zugleich ein Freund-schaftsdienst für den Sohn des Hingerichteten sein, den bewunderten Axel Groscurth, der tatsächlich ein Freund von Delius war. Den Groscurths wird denn auch mehrfach in den Erinnerungen Reverenz erwiesen, unter Stichworten wie „anständig“ und „Anneliese“:

„Anneliese Groscurth, Ärztin, Mutter meiner lebenslangen Freunde Peter und Jan, Witwe des von den Nazis 1944 hingerichteten Arztes Georg Groscurth, der zusammen mit (...) der Gruppe ‚Europäische Union‘ jahrelang das tat, was man Widerstand leisten nennt. (...) Anneliese, 1944 nach der Hinrichtung ihres Mannes mit den beiden Söhnen nach Wehrda in Hessen gekommen, anfangs mit uns im gleichen Haus wohnend, nach ihrer Rückkehr nach Berlin 1946 in allen großen Ferien der fünfziger Jahre mit den Söhnen da, diese heitere, weltoffene, selbstbewusste, politische, kämpferische Frau empfand ich des Öfteren als eine Art alternative Mutter. (...) Noch heute, da ich fast täglich an der Ecke Kaiserdamm 109 vorbeikomme, wo sie jahrzehntelang Wohnung und Praxis hatte, gehen die Gedanken an sie und bis ins Jahr 1959 zurück, als ich die Groscurths zum ersten Mal besuchte und mit Peter Berlin entdeckte, noch ohne Mauer.“

### **Autobiographische Erzählkunst**

Die Romane und Erzählungen, die solche verkappten oder auch offengelegten autobiographischen Wurzelverzweigungen haben, sind die überzeugendsten Werke von Delius. Dazu gehört unbedingt die Erzählung „Bildnis der Mutter als junge Frau“. Delius beschreibt darin in einem einzigen langen Satz – wohlproportioniert in Absätzen von römischem Ebenmaß –, wie die Mutter in seinem kriegerischen Geburtsjahr 1943 hochschwanger durch Rom läuft.

Zum autobiographischen Schreiben der späteren Jahre gehören aber auch die Krankheiten. Beklemmend schildert Delius in den Erinnerungen, wie er nach einem Zusammenbruch in Rom – Stichwort „Ambulanza“ – eine „Horrornacht“ auf einer chaotischen Notaufnahme verbringen musste, umgeben von Schreienden, Stöhnenden und Sterbenden. Und wie bei

ihm 2008 wegen einer schweren Lungenvirus-Erkrankung eine Intubation nötig wurde und ihn ein übereifriger Arzt dabei fast umbrachte. Mehrere Wochen lag er im Koma und konnte danach lange nicht sprechen. Seine chronischen Herzbeschwerden notiert er lakonisch unter einem pharmazeutischen Stichwort:

„Seit Mitte der neunziger Jahre laufe ich mit arhythmischen Herzen durch die Welt, zur Sicherheit mit verdünntem Blut. Vor Herzinfarkt oder Schlaganfall rettet mich einstweilen Apixaban.“

### **Ein Fahrplan für F.C Delius**

In einer Klinik spielt aber auch die vielleicht schönste Skizze dieser Erinnerungen. Unter dem Stichwort „Augen“ beschreibt er den allerersten erwartungsvollen Blickwechsel mit seiner Tochter:

„Da liegt es, das vor wenigen Minuten in die blendende Klinikwelt gepresste und geschlüpfte Kind, nackt, gewaschen, hellwach auf einer Silberfolie, von zwei Lampen gewärmt und beleuchtet, und schaut dich an aus großen, weiten Augen, die das Sehen gerade erst zu lernen beginnen... Die ungeübten Augen (...) blinzeln und tasten vorsichtig durch die neuen Helligkeiten, suchen Orientierung und Halt, bis sie dich finden. Schauen und Staunen sind eins, beides so überraschend neu für dies menschliche Wesen.... Sobald die sich öffnenden Blicke auf dich gerichtet sind, wollen sie wissen: Wer bist denn du?“

Ja, wer bist du? In „Darling, it's Dilius“ lernt man den Autor persönlich kennen wie in keinem anderen seiner Bücher. Vor allem aber geht es ihm hier darum, sein Lebenswerk zusammenhalten. Also, bei allem Lob des Fragmentarischen, doch etwas Abgerundetes. Ein solcher, mehr als ein halbes Jahrhundert umspannender Werkbegriff hat heute beinahe etwas Trotziges. Was auf dem Buchmarkt nicht aktuell ist, ist fast schon wieder vergessen. Taschenbuch-Backlistpflege wird nur noch wenigen Autoren zuteil. So ist dieses Buch ein Band der Erinnerung im doppelten Sinn: Es gibt kaum einen Eintrag, in dem Delius nicht an eigene Werke erinnert, am Netz der Verweise knüpft und Ausrufezeichen der Bedeutsamkeit setzt. Er will in eigener Sache noch einmal den großen Zusammenhang stiften. Auf diese Weise bietet dieses Buch zugleich den besten Fahrplan für alle, die sich mit den Werken von F.C. Delius beschäftigen möchten. Auch in diesem Sinn ist „Darling, it's Dilius“ ein Willkommensruf – an uns, die Leser.